

Neue Zürcher Zeitung

Reise ins Verderben

700 000 Migranten sitzen in Libyen fest. Immer mehr kehren freiwillig in ihr Heimatland zurück. Ihre Berichte zeugen von einer beispiellosen menschlichen Tragödie. Von Simon Jäggi (Texte) und Kostas Maros (Bilder), Lagos

Das Lagos Airport Hotel liegt am Rand einer Ausfallstrasse der nigerianischen Millionenmetropole. Im schmucklosen Konferenzraum sitzen rund fünfzig Frauen und Männer, die wenigsten von ihnen sind älter als dreissig Jahre. Sie alle hatten Nigeria in den letzten Jahren mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft verlassen. Doch weiter als nach Libyen ist niemand gekommen. Seit einigen Wochen sind sie wieder zurück in ihrer Heimat, gezeichnet von Gewalt und Missbrauch. «Ich wollte nach Italien, um zu studieren», sagt eine junge Frau, «ich hätte nie gedacht, dass ich verkauft werden würde!»

Sie ist, wie alle hier, mithilfe der Internationalen Organisation für Migration (IOM) nach Nigeria zurückgekehrt. Die Uno-Organisation hat im vergangenen Jahr ihr Rückkehrprogramm stark ausgebaut. Mit diesem können Migranten, die in Libyen gestrandet sind, freiwillig in ihre Herkunftsländer zurückkehren. 2017 flog die IOM rund 19 000 Personen zurück, die meisten von ihnen nach Nigeria. Im laufenden Jahr will sie insgesamt 30 000 Personen aus Libyen in ihre Herkunftsländer zurückfliegen. Die Organisation geht davon aus, dass sich zurzeit 700 000 Migranten in Libyen aufhalten, etwa ein Achtel davon sind Frauen.

Falschen Versprechen gefolgt

Im Airport Hotel steht ein Mitarbeiter der IOM vor den Rückkehrern. «Was haben wir?», ruft er. «Hoffnung!», antworten die jungen Männer und Frauen einstimmig. Es klingt einstudiert. Angesichts der wirtschaftlichen Situation in Nigeria haben sie wenig Grund zur Zuversicht. Die Jugendarbeitslosigkeit ist in den vergangenen Jahren stark angestiegen. Mehr als 42 Prozent der rund 200 Millionen Einwohner leben in extremer Armut, Tendenz steigend.

Die IOM lädt alle Libyen-Rückkehrer in Nigeria zu einem viertägigen Training ein. Dort sollen sie neuen Mut fassen, Geschäftsideen entwickeln für den beruflichen Wiedereinstieg und in einem geschützten Umfeld von ihren Erlebnissen erzählen können. Die Menschen im Raum wirken erschöpft und niedergeschlagen. Viele von ihnen tragen Narben von Schussverletzungen, Folter und Schlägen. Ihre Berichte aus Libyen zeichnen das Bild eines Landes, in dem Menschenhandel und der Missbrauch von Migranten aus dem südlichen Afrika nicht die tragische Ausnahme sind, sondern die schreckliche Normalität. Um einen langen Tisch sitzend, erzählen sich die Frauen und Männer ihre Geschichten. «Eines Tages sprach mich auf der Strasse ein Mann aus der Gegend an und sagte, er könne mich für wenig Geld nach Europa bringen», erzählt die 21-jährige Okoh, die Nigeria vor drei Jahren verlassen hatte. Ein Pick-up transportierte sie vom Norden des Landes ins angrenzende Niger. In Agadez musste sie rund zwei Wochen in einem Lagerhaus ausharren, ehe sie mit weiteren Migranten einen Lastwagen bestieg, der sie durch die Wüste nach Libyen brachte. Der erste Ort, an dem die meisten Migranten in Libyen haltmachen, ist Sabha, eine Kleinstadt am Rand der Wüste. «Wir wurden direkt in ein Lagerhaus gebracht, wo bewaffnete Männer auf uns warteten. Sie sagten, dass wir uns in ihrem Besitz befänden», erzählt Okoh. Nach einigen Tagen verkauften die Männer sie weiter. Für die junge Frau begann eine zweijährige Odyssee voller Missbrauch und Gewalt. Okoh erzählt wie viele der Rückkehrer mit grosser Nüchternheit von ihren schrecklichen Erfahrungen. Ihre Schilderungen stehen exemplarisch dafür, was viele Migranten erleben.

Sie werden mit falschen Versprechen nach Libyen gelockt, wo sie in die Hände von Menschenhändlern geraten. Frauen aus Nigeria sind überdurchschnittlich häufig betroffen. Die IOM geht davon aus, dass fast 90 Prozent aller nigerianischen Migrantinnen in Libyen Opfer werden von Menschenhandel. Die Ausbeutung von Migranten hat sich in Libyen inzwischen zu einem eigenen Geschäftsfeld entwickelt. Neben den international vernetzten Menschenhändlern gibt es vielerorts bewaffnete Gruppierungen, die Jagd machen auf Menschen aus dem südlichen Afrika. «Man muss auf der Strasse seine Haut bedecken», sagt ein junger Mann. «Wenn die Gangs sehen, dass du schwarz bist, kidnappen sie dich.» Andere pflichten ihm bei. Gemäss den Schilderungen der Migranten haben sich drei Geschäftsmodelle etabliert. Die Menschenhändler und Gangs nehmen die Migranten gefangen und erpressen von deren Familie ein Lösegeld. Sie halten sie als Sklaven und «vermieten» sie tageweise als Arbeitskräfte. Oder sie verkaufen sie weiter: die Männer oftmals an Landwirte und Bauunternehmer. Die Frauen an Familien, die sie als Haushaltshilfen ausnutzen, oder an Betreiber von Bordellen, in denen sie sich prostituieren müssen.

In diesem Zusammenhang fällt der Name einer Ortschaft besonders häufig: Gregarage. In dem Aussenquartier der Hauptstadt Tripolis sollen sich bis zu hundert sogenannter Connection-Houses befinden, in denen Frauen zu Prostitution gezwungen werden. Die Rückkehrerinnen berichten von Gewalt, Infektionen und Abtreibungen. «Ich hätte mir das Leben genommen, wenn mich die anderen Gefangenen nicht davon abgehalten hätten», sagt eine junge Frau, die in einem solchen Haus festgehalten wurde. Wie gefährlich die derzeitige Lage in Libyen für Migranten ist, zeigen auch Analysen von Menschenrechtsorganisationen sowie der Uno. «Bewaffnete Gruppen nehmen im ganzen Land willkürlich Menschen gefangen, foltern und töten sie», sagt Andrew Gilmour, der stellvertretende Uno-Generalsekretär für Menschenrechte. Es gebe zahlreiche Berichte von offenen Sklavenmärkten, auf denen die Migranten verkauft würden.

Die meisten wollen zurück

Die meisten der Anwesenden waren in Nigeria mit dem Ziel Europa aufgebrochen. Doch den Weg übers Meer haben nur die wenigsten gewagt. «Ich hatte kein Geld und keine Energie mehr», sagt Okoh. Irgendwann ist sie, wie die meisten hier, entkräftet und mittellos in eines der offiziellen Auffanglager gelangt. Diese stehen unter Aufsicht der libyschen Behörden, doch die Bedingungen dort sind kaum besser als in den Gefängnissen der Gangs und Milizen. Die Rückkehrer berichten von massiver Gewalt durch die Aufseher, fehlender medizinischer Versorgung und Mangelernährung. Die Zustände in manchen Auffanglagern sind der IOM bekannt. «Wir setzen uns für eine Verbesserung ein», sagt Florence Kim, IOM-Kommunikationsverantwortliche. Doch die Situation in Libyen sei chaotisch, und Zentren für Migranten hätten bei den Behörden nicht oberste Priorität. Im ganzen Land existieren insgesamt 20 offizielle Auffanglager. In diesen informieren IOM-Mitarbeiter über die Möglichkeit einer freiwilligen Rückkehr. Bevorzugt werden Frauen, Schwangere, Kranke und Kinder. Ein Grossteil der Personen nehme das Angebot in Anspruch, sagt Kim. Zurzeit warten rund 3000 auf eine Rückkehr. Die Rückführungsprozesse sind kompliziert, die meisten Migranten haben keine Ausweispapiere.

Im Airport Hotel sitzen die Männer und Frauen nach der Mittagspause wieder im Konferenzraum und diskutieren über ihre Geschäftsideen: ein Marktstand für Frauenkleider, ein Shop für Kindernahrung. Die meisten hatten für den Traum einer besseren Zukunft alles aufgegeben, ihre Habseligkeiten verkauft, bei Verwandten Geld geliehen. Jetzt sind sie wieder zurück in dem Land, dem sie eigentlich entkommen wollten. Viele hatten vor ihrer Abreise in Berichten davon gehört, was Migranten in Libyen droht. Sie hatten gehofft, dass sie mehr Glück haben würden, und sich damit bitter getäuscht. «Ich würde jedem raten, von dort fernzubleiben», sagt eine junge Frau.

Ziel Europa, Endstation Libyen



«Libyen ist eine Falle»

Sie verliessen Nigeria, um in Europa ein besseres Leben zu finden. Stattdessen erwarteten sie in Libyen Zwangsarbeit, Prostitution, Folter. Vier Rückkehrer erzählen ihre Geschichte.



Deborah: «Ich wurde direkt an libysche Männer verkauft, die Frauen zur Prostitution zwingen.»

Deborah, 25-jährig: Zwangsprostitution für 10 Dollar

Deborah hatte im Süden Nigerias in einer Apotheke gearbeitet, als ihr vor vier Jahren eine Frau aus der Gegend eine lukrative Stelle in einem Spital in Libyen anbot. Wenig später sass sie in einem Bus nach Niger, von dort wurde sie in einem Lastwagen durch die Wüste nach Libyen gebracht. Doch die versprochene Arbeitsstelle erwies sich als Betrug. «Ich wurde direkt an libysche Männer verkauft, die Frauen zur Prostitution zwingen», sagt die junge Frau. Vom Rand der Wüste wurde sie an die Küste nach Gregarage gebracht, einem Vorort von Tripolis. In ein Haus, wo zwanzig junge Frauen auf engem Raum als Prostituierte gehalten und zu ungeschütztem Sex gezwungen werden. «Die Frauen schlafen auf dünnen Matratzen in überfüllten Zimmern. Nur durch eine Tür getrennt von jenem Raum, in dem sie täglich mehrere Männer befriedigen müssen», erzählt sie. Deborah spricht mit ungerührter Stimme und geradem Blick von ihren Erlebnissen. Die Kunden seien mehrheitlich Libyer gewesen. Aber auch Männer aus den Nachbarländern und Gastarbeiter aus Bangladesh hätten das Haus besucht. «Sex vor Ort kostete weniger als zehn Dollar, wer mehr zahlte, konnte uns Frauen nach Hause mitnehmen.»

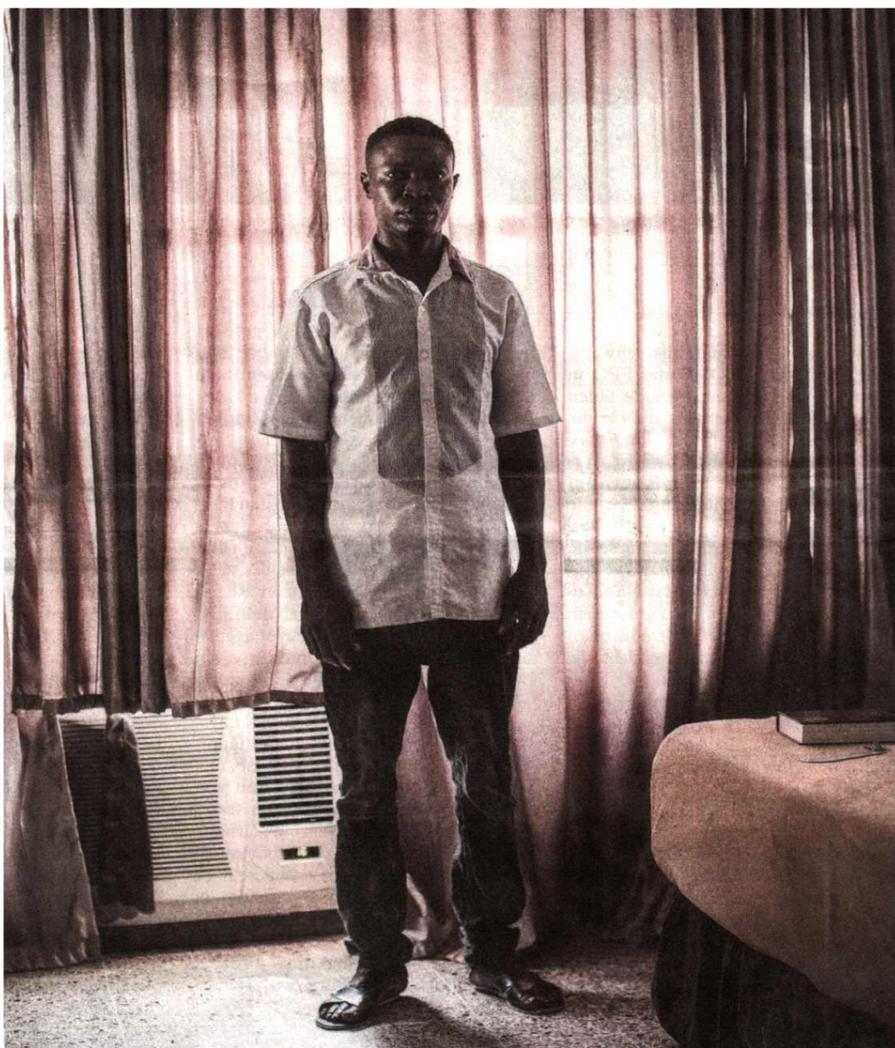
Die Verantwortliche des sogenannten Connection-House war ebenfalls Nigerianerin. Als sie von Deborahs Ausbildung als Apothekerin erfuhr, wies sie sie an, künftig die Frauen zu behandeln. Viele seien krank geworden, sagt die 25-Jährige. Hepatitis sei besonders verbreitet gewesen, häufig musste sie auch Abtreibungen durchführen. Dazu spritzte sie ein Hormon, mit dem der Geburtsvorgang eingeleitet wurde. «Es kam immer wieder vor, dass Frauen in der Folge starben», sagt Deborah. Etwa ein Jahr lang habe sie in dem Haus gearbeitet. Allein in Gregarage gebe es mehr als hundert solcher Connection-Houses, schätzt sie. Als immer mehr minderjährige Frauen in das Haus angeschleppt wurden, habe sie es irgendwann nicht mehr ertragen. «Ich wollte nur noch zurück nach Nigeria.» Sie sei aus dem Haus geflüchtet und in eines der offiziellen Auffanglager gelangt, wo sie mithilfe der IOM nach Nigeria habe zurückkehren können.

Ademola, 27-jährig: Verschleppt und erpresst

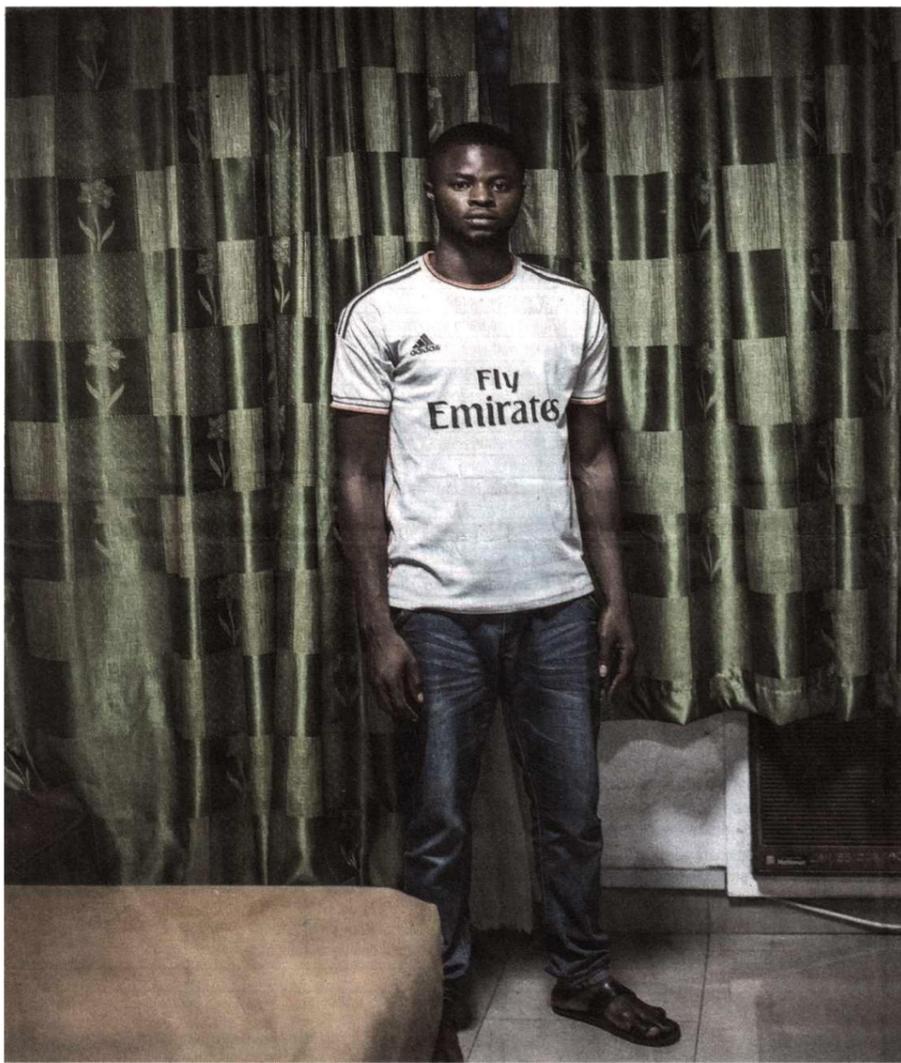
Ademola betrieb in einer Stadt im Südwesten des Landes eine kleine Druckerei. Als ihm vor einigen Monaten ein Mann anbot, er könne ihn für wenig Geld nach Europa bringen, entschied er sich, Nigeria zu verlassen. In der Hoffnung auf ein besseres Einkommen liess er seine Frau und seine beiden Kinder zurück. Aus Kano im Norden Nigerias brachte ihn ein Bus über die Grenze nach Niger. Nach einem Zwischenstopp in Agadez brachte ihn ein Lastwagen durch die Wüste.

In Sabah im Süden Libyens wurde er nach seiner Ankunft sofort an bewaffnete Männer übergeben, die ihn in ein unterirdisches Gefängnis brachten und ihn zwangen, seine Eltern anzurufen. «Am Telefon forderten sie ein Lösegeld und drohten damit, mich umzubringen», sagt Ademola. Sein Vater, ein einfacher Bauer, bat Verwandte um finanzielle Unterstützung und verkaufte einen Teil seines Landes. Schliesslich überwies er die geforderten 800 Dollar an die Erpresser. Ein paar Tage später wurde Ademola freigelassen. Er reiste weiter und fand in der Nähe von Misrata bei einem Bauern eine bezahlte Arbeit. «Ich sparte Geld für meine Weiterreise nach Europa», erzählt der 27-Jährige. Doch eines Nachts traten bewaffnete Männer die Tür zu seinem Zimmer ein. Sie nahmen ihn mit und brachten ihn in eine Art Verlies. Vier weitere Migranten waren bereits dort. «Jeden Morgen legten sie uns Ketten an die Füsse und fuhren uns zu einer Baustelle.» Die Männer hätten sich oft maskiert und schwere Waffen bei sich getragen. Sie seien Teil einer grösseren Gruppierung gewesen, glaubt Ademola.

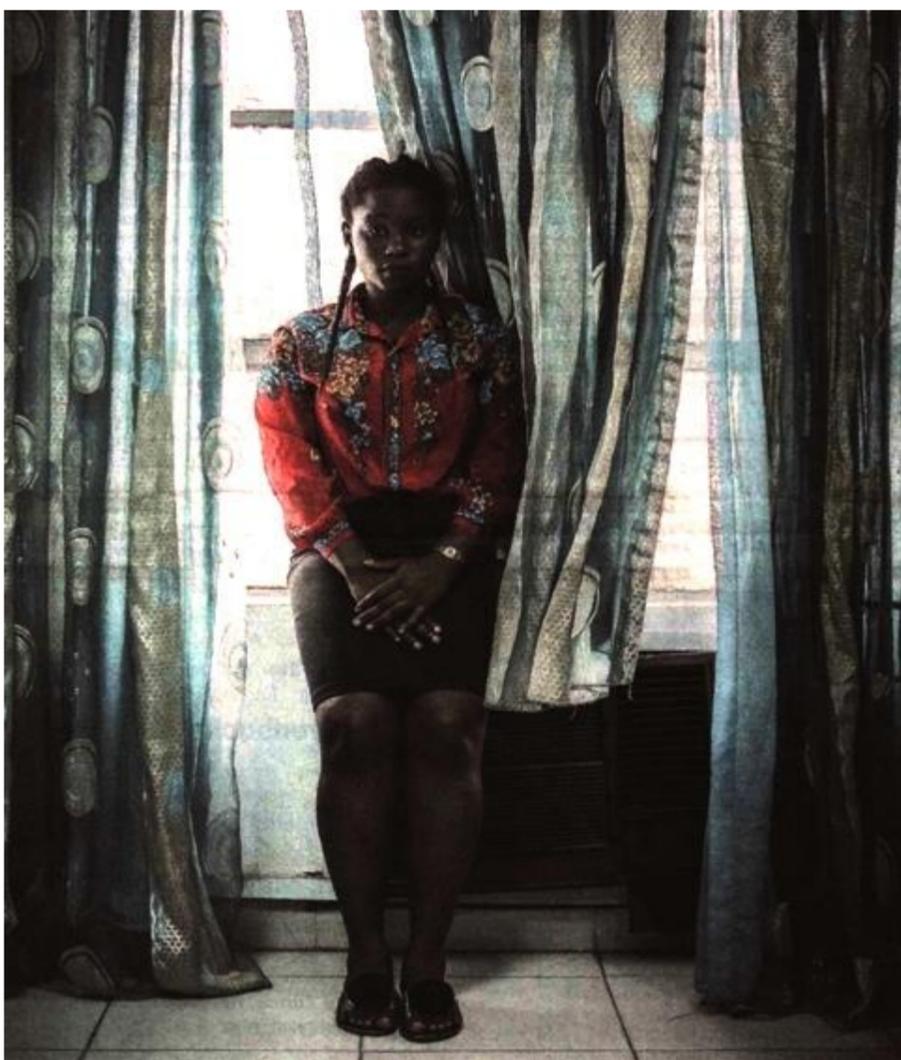
Als sie sich einmal gegen die Schläge eines Aufpassers zur Wehr setzen wollten, wurde einer von ihnen erschossen. «Mir schlug er den Kolben seines Gewehrs ins Gesicht», erzählt Ademola mit eindringlicher Stimme. Er zeigt mit dem Finger auf eine Narbe an seiner Oberlippe und auf die fehlenden Zähne. Mehrere Wochen später brachten ihn die Männer, ohne einen Grund zu nennen, zu einem der offiziellen Flüchtlingslager. «In dem Camp war es kaum besser als in den Gefängnissen davor.» 300 Personen hätten sich einen grossen Raum geteilt, es gab zu wenig zu essen, kein fliessendes Wasser, kein Telefon, kein Internet. Die Aufseher hätten die Migranten regelmässig geschlagen. Er habe viele Menschen sterben sehen. Nach einem halben Jahr seien Mitarbeiter der IOM aufgetaucht und hätten gefragt, wer in seine Heimat zurückkehren möchte. Olaiya zögerte nicht. «Als ich von hier aufgebrochen war, hatte ich 2000 Dollar. Als ich zurückkam, hatte ich nichts mehr.» Vorwürfe mache ihm niemand. «Meine Familie ist einfach froh, dass ich noch am Leben bin.» Nun arbeitet er auf dem Bauernhof seines Vaters. Am liebsten aber, sagt er, möchte er in seine Druckerei zurück.



Ademola: «Ein Aufpasser erschoss meinen Freund, mir schlug er den Kolben seines Gewehrs ins Gesicht.»



Yisa: «Vor den potenziellen Käufern mussten wir uns in einer Reihe aufstellen und wurden begutachtet.»



Pavour: «Ich wurde verkauft und weiterverkauft, bis ich nicht mehr wusste, wo im Land ich mich befand.»

Yisa, 24-jährig: An einen Plantagenbesitzer verkauft

Er sei ein talentierter Fussballer, antwortet Yisa auf die Frage, weshalb er Nigeria verlassen hatte. «Ich hoffte, dass ich in Europa einen Verein finden würde.» Sein Geld verdiente Yisa als Mechaniker in einer kleinen Werkstatt in der Nähe von Lagos. Damit er den Schlepper bezahlen konnte, musste sein Vater einen Teil seiner Felder verkaufen. Knapp 1000 Dollar habe die Reise nach Libyen gekostet. In einem Kleinbus gelangte er nach Niger. Von dort brachte ihn ein mit zwei Dutzend Migranten bepackter Lastwagen nach Libyen. Weil sie von den Schleppern zu wenig Wasser bekommen hätten, sei die Hälfte der Migranten unterwegs verdurstet, erzählt Yisa.

In Libyen angekommen, fiel er im Süden des Landes nach wenigen Tagen in die Hände einer Gang, die ihn auf offener Strasse entführte. «Sie versuchten meine Eltern zu erpressen. Doch mein Vater war nicht in der Lage, den vollen Betrag zu bezahlen. Daraufhin haben mich die Männer weiterverkauft.» Er sei in ein Lagerhaus gebracht und dort mit dreissig weiteren Migranten festgehalten worden, abends hätten die Männer Verkaufsaktionen durchgeführt. «Es kamen Bauern, Bauunternehmer und andere Käufer in das Lagerhaus. Wir mussten uns in einer Reihe aufstellen und wurden begutachtet.» Die meisten kauften gleich mehrere Männer aufs Mal. Eines Abends wurde auch Yisa von einem Bauern ausgewählt. Für wie viel, weiss er nicht. In der Regel hätten die Händler pro Person knapp 450 Dollar verlangt.

Der Bauer betrieb eine Wassermelonenplantage. Dort musste Yisa zusammen mit zwei weiteren Migranten jeden Tag bis zu zehn Stunden arbeiten. Einmal täglich bekamen sie etwas zu essen. «Der Mann behandelte uns nicht schlecht, er schlug uns nicht. Aber wir bekamen kein Geld und durften den Hof nicht verlassen», erzählt der 24-Jährige. Als er den Bauern eines Nachmittags auf den Markt begleitete, gelang ihm die Flucht. Auf der Strasse lernte er einen Nigerianer kennen, der bereits seit vielen Jahren in Libyen lebte. Er brachte Yisa zum Büro der IOM in Tripolis. «Nach Europa wollte ich nicht mehr. Ich hatte kein Geld mehr und war erschöpft», sagt er. Sieben Monate nachdem er Nigeria verlassen hatte, kehrte er zurück. «Ich danke Gott, dass ich noch lebe.» Jetzt hofft er, dass er bald wieder eine Arbeit als Mechaniker findet.

Pavour, 19-jährig: Sie will das Grauen vergessen

Sie sei aus Verzweiflung aufgebrochen, sagt Pavour. «Ich habe für mich keine Zukunft mehr gesehen in Nigeria.» Es war Anfang 2017, sie hatte eine Ausbildung als Schneiderin abgeschlossen, aber keine Arbeit gefunden. In Italien, so hoffte sie, könne sie Geld verdienen. Doch noch bevor sie libyschen Boden betrat, wurde sie ausgeraubt und sexuell missbraucht. Als Pavour von den letzten Monaten erzählt, versagt ihr immer wieder die Stimme, häufig bricht ihre Erzählung unvermittelt ab. Ihre Reise kann sie nur in Bruchstücken wiedergeben.

Die 19-Jährige ist eine der wenigen Rückkehrer im Airport Hotel, die in Libyen die Überfahrt nach Europa wagten. Doch kurz nachdem ihr Schlauchboot am frühen Morgen das libysche Ufer verlassen habe, habe es bereits zu sinken begonnen. Ein Schiff mit bewaffneten Männern sei aufgetaucht und habe sie zurück an die Küste gebracht. Dort gelangte sie in die Hände einer der zahlreichen Gangs, wurde verkauft und weiterverkauft, bis sie nicht mehr wusste, wo im Land sie sich befand. Schliesslich gelangte sie in ein Connection-House, wo man sie zur Prostitution zwang. Um dem Missbrauch zu entgehen, täuschte sie ihre Menstruation vor.

Nach wenigen Wochen wurde sie von einem Mann mitgenommen, der sie zu einer Familie brachte, wo sie als Haushaltshilfe arbeiten musste. Sie habe sich frei bewegen können und hätte jederzeit gehen können, sagt sie. Doch sie wusste nicht, wo sie war und wo sie hätte Zuflucht finden können. Ein Nachbar half ihr schliesslich, zu entkommen, und brachte sie in eines der offiziellen Lager. Dort wartete sie während Monaten, ohne das Lager verlassen zu dürfen und ohne zu wissen, wie es für sie weitergehen würde.

«Libyen ist eine Falle», sagt Pavour. Ohne fremde Hilfe gebe es keinen Weg zurück, und bei der Fahrt über das Meer drohe der Tod. Zurück in Nigeria, möchte sie nur eines: vergessen und ein neues Leben beginnen.